

# Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Warnow.

(7. Fortsetzung.)

Jeder hing seinen Gedanken nach. Da klopfte Bruno an sein Glas. Es klang hell und lustig, und mit frischer Stimme begann er:

„Auf, füllet die Gläser, der Mai ist da,

Stolz zog er ein in die Lande, Auf, füllet die Gläser, der Lenz ist da, Er sprengte der Erde Bande.

So hart war der Winter, so rauh und lang,

Der Lenz braucht all seine Gaben, Er machte dem bösen Winter nicht bang.

Doch wollt er die Herrschaft haben, Wir Jungen freuten des Winters uns frei,

Wir rodelten froh um die Wette, Die Alten klagten, wie lang er sei, Da trieb er gar manchen in's Bette.

Doch ob wir dem Winter auch niemals gram,

Der uns Feste brachte und Tänze, Wir jubeln dem Mai doch, der jezo kam,

Und winden dem Golden nun Kränze, Wir sind von dem Leben noch Glüd gewohnt,

Und suchen uns überall Freuden, Doch schöner ist nichts all der Wonne-Mond,

Nichts süßer als Lenzluft und -freuden!

Stoht an drum alle und jubelt frei, Ein Hoch der Maitrant, ein Hoch dem Mann!

Die Gläser klangen aneinander.

Gertrud war jetzt endlich auch aus ihrem Schmollwinkel gekommen und stieß wie die andern mit Doktor Jensen an. Die Gesichter lachten sich an, und die Augen glänzten. Ja, Mai! Hier fand sich Lenz und Jugend!

Scherzende Worte und Neckerei gingen noch eine ganze Weile hin und her. Die Geister des Weins hatten die Zungen gelöst. Auch Doktor Jensen wurde munter und lebhaft. Und als jemand meinte: „Wenn wir nun verpassen wollen, das bist hier unser profaischer, der Arbeit gewidmelter Kanal ist, so können wir denken, dort unten fliehe der Rhein oder die Weser. Und das Wehr rauschte dazu. Eigentlich mühten wir jetzt die Lorelei singen. Dann ist die Stimmung erst, wie sie beim Deutschen sein muß, wenn er Malibonoe trinkt.“

Statt dessen intonierte Doktor Jensen mit schöner, weicher Baritonstimme das alte Lied von der Weser: „Hier hab' ich so manches liebe Mal mit meiner Laute geffessen.“

Und unten rauschte das ferne Wehr, wie es im Liebe heißt. Und in den letzten Worten:

„Zohet wohl,

ihre Träume der Liebe“

klang alles aus, was ihn heute abend bewegte und mit dem er nun für immer abschlüssen wollte.

Riele war in ihrer Jugend nicht gerade ein Engel gewesen. Sie war auch lust keine verträglich Natur. Mit den anderen Mädchen des Brauermannschen Hauses lag sie oft im Gader. Das waren ihre Fehler. Dagegen aber wogen ihre guten Seiten doch sehr schwer: ihre unbestechliche Treue und Unhänglichkeit an die Familie Brachmann, ihr Fleiß und ihr Eifer, ihre Unermüdblichkeit im Dienst. Darum hatte sie auch so lange auf einer Stelle ausgehalten. Und diesen, in heutiger Zeit seltenen Fall hatte der Vaterländische Frauenverein mit einer Brosche und einem hübschen Erlaubungsblatt geehrt, das unter Glas und Rahmen in Riele's Stube hing.

Jetzt war die alte Gille nachgefolgt. Seit kurzer Zeit führte sie ihr mit gewohnter Pflichttreue den kleinen Haushalt. Besonders für die lebendigen Bedürfnisse sorgte sie, wie immer, tadelloß.

Früher hatte sie es verstanden, auch für ein bedrücktes Gemüt mit ihrem berben Humor zur rechten Zeit ein aufheiterndes Wortchen bei der Hand zu haben. Das sollte Gille jetzt sehr. Riele schien ihr bedrückt zu sein. Sie war still, und wenn Gille ihre alte Riele nicht so genau gekannt hätte, so würde sie gesagt haben, sie sei launisch.

Aber das gab es bei Riele nicht. Und so machte sich Gille schon im stillen Gedanken darüber. Laugte es doch nicht, einen alten Baum noch zu verpflanzen? Die Siegelrei lag ja so lässlich. Vielleicht konnte die alte Gille nicht an das Stadtleben gewöhnen.

Gille hätte ein aufbeuerndes Wort jetzt so nötig gehabt! Sie fand sich selbst so schwer zurecht. In Berlin hatte sie doch einige Menschen gehabt, die ihr lieb waren. Hier hatte sie niemand.

Jubeln konnte sie sich nicht einmal in ihrer Kunst betätigen.

Der Direktor ließ sie einwilligen nicht auftreten. Sie war ein überaus hübsches Mädchen. Und der alte Stamm ließ sie nicht aufkommen. Gille verstand es auch so gar nicht, sich mit den Kolleginnen auf guten Fuß

zu setzen. Sie fand es gräßlich, daß alle sich duzten. So galt sie für hochmütig und stand bald ganz isoliert, fühlte sich vereinsamt und vernachlässigt.

Die erste tragische Sängerin argwöhnte außerdem, daß ihr in Gille eine schmerzliche Gefahr erwachen könnte, und suchte sie doppelt fern zu halten. Das Schlimmste war, daß Gille gar keine Bühnenroutine besaß. Als sie wirklich einmal spielen sollte, sagte ihr der Regisseur, daß sie ja nicht einmal gehen und stehen könnte. Und doch fühlte Gille, daß sie in leidenschaftlichen, großen Rollen auch spielen können würde. Sie wußte, daß sie ihre Leidenschaft vergessen würde, sobald die Leidenschaft, das Gefühl sie mit sich fortgerissen. Aber solche Rollen vertraute man ihr nicht an. Statt dessen hatte man ihr das Bärchen in „Figaros Hochzeit“ zuerteilt. Sie sollte die Arie von der unglückseligen, kleinen Nabel singen. Und sie hatte doch, solange sie sie konnte, diese Arie selbst für ein sehr unglückseliges Machwerk gehalten, das einzig Mißlungen in dem sonst so herrlichen „Figaro“.

Sie hatte stets dieses Jammern um die verlorene kleine Nabel ungläublich gefunden und die ganze Rolle des Bärchens für tomsch und kindisch. Sie paßte auch nicht dazu mit ihrer hohen, königlichen Erscheinung, sie wirkte edig und ungegliedert in dem kostbaren, und ihre Stimme war viel zu groß für die kleine Arie.

So machte sie in der Rolle eine geradezu lächerliche Figur, und keine Hand rührte sich nach ihrem Abgang.

Woh! hatten einige Zuhörer gewirrt: „Die Stimme ist übrigens schön!“ Aber gleich hieß es dagegen: „Wenn die Sängerin nur nicht so wäre!“

Der Direktor war wütend. Nicht mal die kleine Rolle konnte sie geben! Da hatte ihm der Professor Hansen etwas Schönes aufgedröhrt! Na, vorläufig würde er diese Brachmann sicherlich nicht wieder aufzutreten lassen.

Die Kritik hatte ihr auch noch gründlich die Meinung gesagt. „Solche unferigen Talente sollten sich auf eine Schmierbühne engagieren lassen“, hieß es da. „Unser Theater ist dazu denn doch zu gut, wenn es auch kein Berlin und kein Dresden ist.“

So war die Gille vergeblich auf weitere Beschäftigung. Und das war ja auch ein pekuniärer Ausfall für sie. Denn wenn sie auch ihre feste, allerdings nur kleine Gage bezog, so hielten doch die Spielhonoreare aus, so bald sie nicht auftrat.

Die hier ziemlich kurze Sommerpause hatte Gille allein in einem kleinen Apartement an der Ostflüßte verbracht, wo sie nur der Erholung lebte. Jetzt war sie schon wieder seit einigen Wochen in D. und hatte nur ein paar Mal Statistinnenrollen gespielt. Das ging so nicht weiter.

Endlich faßte sie sich ein Herz und ließ sich bei dem Direktor melden.

Der war gerade sehr verstimmt und ärgerlich. Sein Primadonna war eine sehr anspruchsvolle Dame, der bald dies, bald jenes nicht recht war. In solchen Fällen ließ sie sich ein ärztliches Attest ausstellen, daß sie nicht singen könne, und kein Wiltren, keine Macht der Erde bezog sie dann, aufzutreten.

Jetzt hatte sie ihrem Doktor eine Szene gemacht, daß sie die Ffode nicht mit Klaußner zusammen singen wolle. Er habe sie mal in Dresden bei einem Galkspiel so über die Achsel angesehen, daß sie sich das nicht ein zweites Mal bieten lassen könne.

Der Direktor brachte die Weigerung seiner Primadonna in eine böse Klippe. Er sah da und wußte nicht, was er machen sollte. Klaußner hatte zugewinkt. Er konnte den berühmten Zerkowitsch selbstverständlich nicht wieder abbehalten! Und noch eine Gastfängerin dazu kommen zu lassen, würde ihn zu teuer. Das brachte die Vorstellung nicht ein.

Zum Ausdruck mit den Frauenzimmern! Und nun machte sich auch noch diese Brachmann drei und wußte sich teklagen. Die kam ihm gerade recht, der würde er einmal ordentlich die Wehrheit sagen! Und so polterte er in seinem Karger alles heraus, was er auf dem Herzen hatte; daß sie nichts könne, und daß die Lindenau auch zu nichts gut sei, als ihn zu ärgern, und daß er den ganzen Theatertramp an den Nagel hängen würde!

Als er aufhörte, um sich erst einmal zu verkommen, fragte Gille: „Fräulein Lindenau will die „Ffode“ nicht singen?“

„Sie will nicht, verschämt hat sich hinter dem Doktor, der ihr attestiert, daß sie ungeschicklich, heiser, nervös sei — was weiß ich!“

„So lassen Sie mich für sie eintreten.“

Das Wort war heraus! Gille stand bald erschrocken vor dem eräuterten Gewalthaber, der sie ganz verblüfft anstarrte.

„Sie?“

In dem einen Wort lag alles: grenzenloses Erstaunen, Mitleid, Hohn, Empörung!

Aber Gille hatte nun Mut gefaßt. Jetzt hielt sie fest.

„Ich habe die Partie erüht — ich kann sie.“

„Sie können Sie?“

Weiter konnte er noch nichts sagen.

„Soll ich Ihnen etwas zur Probe doraus singen? Da liegt ja die Partitur.“

Der Direktor griff mechanisch danach. Er war noch so verblüfft von dem unerhörten Vorschlag, daß er fast willenlos Gille's Bestimmungen folgte. Und sie fühlte, jetzt kämpfte sie um ihre Existenz, um ihre Stellung.

Sie schlug die letzten Seiten auf: „Goldens Liebestob.“

Allmählich besaß ein Gefühl der Neugierde den Direktor. Er wollte er nun doch, was das werden würde. Er präliidierte.

Gille trat an den Flügel, wie sie war, in Hut und Mantel. Nur die Handschuhe hatte sie ausgezogen. Und sie setzte ein. Es würde gehen, sie fühlte es mit Freunden.

Und wie ging es!

Der Direktor spielte wie im Traum. Er lauschte mit allen Sinnen. Wie die Töne stuleten und wogten, wie die Stimme schwoll und sich hob, wie sie erstarb im letzten Hauch!

Die Hände des Direktors lagen noch auf den Tasten. Er blickte Gille ins Gesicht. Sie lächelte ein klein wenig, das Lächeln, das sie so berückend machte.

„Kann ich das?“

Jetzt raffte er sich auf. „Freilich, freilich, liebes Kind, das können Sie! Aber!“

„Aber?“ fragte sie.

„Ja, mein Gott, plakte er heraus, „Sie können doch nicht spielen! Sie kommen doch auf der Bühne nicht von der Stelle.“

„Herr Direktor — Gille legte bitend die Hände zusammen — lassen Sie mich die Ffode singen! Versuchen Sie es mit mir! Ich kann sie auch spielen! Versuchen Sie es!“

„Mein Gott, ja — ich wollte schon, aber mit Klaußner? Das geht doch nicht! Wie kann ich dem Klaußner eine Ansängerin als Partnerin geben?“

Der Direktor wand sich wie in körperlichen Schmerzen. Gille sah ihn schweigen an. Sie stand an den Flügel gelehnt. Noch immer trug sie Trauer, aber das Schwarz legte ihre blonde Schönheit erst ins rechte Licht. Da ging ihm auch zum ersten Male das Verständnis auf, wie prachtvoll sie als Ffode wirken müßte. Freilich ein Bärchen war sie nicht! Aber eine Ffodein, das war sie.

Nach langem Schweigen erhob er sich, rückte sich den Kragen zurecht, loderte ein, als sei er zu eng, und sagte endlich: „In Gottes Namen! Versuchen wir's! Aber wenn's nicht geht!“

„Gehen Sie fort von hier und betreten die Bühne nie wieder.“

Fräulein Lindenau hatte sehr höflich gelacht, als sie von diesem Arrangement hörte.

„Na, das wird 'ne schöne Ffode werden! Du meinst, schön sei sie wirklich? Pa, selbstschönheit! Kann ja nicht stehen und gehen!“ sagte sie zu ihrer Freundin, der tomsischen Alten.

Gille stand in ihrer Garderobe vor dem großen Ankleidespiegel. Die langen, blonden Haare, ihre eigenen waren es, fielen in natürlichen Wellen über den Rücken herab. Das geraffte, weiße Gewand schmiegte sich in weichen Falten an den schlanken Körper. Sie hielt den Schleier schon in der Hand.

Auf der Probe hatte Klaußner heute nur markiert, er war müde von der Reise gewesen, deutete das Spiel kaum an, und so hatte sie auch nicht viel spielen können. Bei ihrem Gesang hatte er ein paar mal verwundert aufgeblickt. Sie hatte sich aber auch noch hübsch zurückgehalten. Nun sollte sich alles entscheiden.

Von der Bühne schallte die Introduction. Sie mußte auftreten. Die Brangäne wurde von einer freundlichen, sehr hübschen, älteren Altistin gesungen, die ihr in den Proben schon manchen Rat gegeben hatte. Fest und freundlich nahm sie jetzt auch Gille's Hand und sagte: „Es ist Zeit!“

Anfang schien Gille alles in einem Nebel zu verschwimmen. Da hörte sie das Semanndlied: „Wehe, wehe, du Wind, weh, ach wehe, mein Kind!“

Nun fand sie sich zurecht, und bald hatte sie alles um sich vergessen. Sie spielte nicht nur die Ffode, nein, sie war sie. Gehr und leucht, mit allem Zauber ihrer Kollegen, reinen Persönlichkeit. Wie ein Aufstehen ging es durch das ganze Theater. Das war Musik! Wie sie sang, so spielte sie; wie sie spielte, so sah es aus. Es war ein Ganzes, Zusammengehörendes!

Als der Vorhang fiel, wurde sie freudig gerufen. Aber das war nur der Anfang gewesen. Erst das große Duett zwischen ihr und Tristan, das freuzig hingebende Liebesverben in dem Zusammenspiel mit dem bedeutenden Sänger, erst das wurde ein Genuß, wie es das hübsche Publikum noch nicht gekannt hatte. Und so sang ihre Leistung von Szene zu Szene bis zum Liebestob, ihrem herrlichen, großen Weibgesang auf den herrlichen Mann:

„Lind und leise, wie er lächelt,

Wie das Auge hold er öffnet —

Seht ihr's, Freunde, seht ihr's nicht?“

Atemlose Stille nach dem Schluß: „Versinken, ertrinken, unbewußt, höchste Lust!“

Aber dann brach ein Beifallssturm los, Klatschen und Jubeln, Bravo-rufen und Hüpfertromeln.

Gille schwindelte es. Klaußner mußte ihre Hand ganz fest fassen, damit sie nicht umfiel.

Als endlich der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, sagte er endlich mit einem Händedruck:

„Fräulein Brachmann, wann singen wir wieder zusammen?“

Diese Frage des großen Kollegen war die höchste Anerkennung, die er ihr aussprechen konnte. Und ein stolzes Gefühl schwellte Gille's Brust. Ach, wenn doch heute der ihr hiergewesen wäre! Jetzt wünschte sie es! Vorher hatte sie es gewünscht! Ihre Anwesenheit hätte sie unsicher und ängstlich gemacht.

Der Direktor, der sehr zufrieden schmunzelte, vereinbarte mit Klaußner noch ein zweites Galkspiel. Und da die Nachfrage nach einer Wiederholung der „Tristan“-Aufführung sehr groß war, legte er einfach noch einen zweiten „Tristan“-Abend an. Diesmal teilte Gille es den Schwärmern mit.

Aber Klara konnte augenblicklich unmöglich fort, und Gertrud sollte nicht allein reisen. Nur Professor Hansen kam, um seine Schülerin in ihrer ersten großen Rolle zu sehen.

Gille's Auftreten gestaltete sich wieder zu einem glänzenden Erfolg für sie. Professor Hansen triumpierte. „Hab' ich es nicht gewünscht? So viel verheißt ich denn doch von meinem Fach, daß ich weiß, aus welchem Holz die großen Heldinnen geschneht werden!“

Aber in einer Beziehung war er unzufrieden mit Gille.

Er tabelte ihr Verhältnis zu den anderen Schauspielerinnen. Ganz ernsthaft nahm er sie vor und redete ihr in's Gewissen.

„Sehen Sie mal, Fräulein Brachmann, Sie sind doch eine der Ihren, Sie müssen sich nicht auf einen Piefdestal stellen wollen. Sie leben nicht auf einer Robinsoninsel. Sie stehen mitten drin im brausensten Leben, und es gehört zu Ihnen. Deshalb müssen Sie auch mit den Wölfen heulen. Das Du-Kennen ist Ihnen gräßlich! Und die Anrede mit dem Vatersnamen? Wieder Himmel, wenn es weiter nichts ist! Da denken Sie doch zurück an die Biedermeierezeit, an die Zeit unserer Groß- und Ureltern. Wie harmlos gemühtlich ging es da zu! Damit müssen Sie den Ton in der Kulissenwelt vergleichen. Sehen Sie mal, ich habe da ein altes Tagebuch meines Großvaters gefunden. Da schreibt er zum Beispiel: „Der Abend war schön, der Mondschein lag auf den hellen Kieswegen des Gartens, die Nachtigallen flütelten im Fliedergebüsch. Wir promenierten im Garten und „das Frauenzimmer wurde zärtlich“, ist doch nicht entzündend? Da nannten sie sich auch du, und es galt das alle Sprichwort: Ein Küßchen in Ehren darf niemand vernehren. Und wenn ich nicht meine, daß Sie sich ein Küßchen gefallen lassen sollen, so meine ich doch, daß Sie mit dem „Du“ sich nichts von Ihrer Frauwürde preisgeben. Und nun kommen Sie heute abend mit zu dem gemeinschaftlichen Abendessen in der „Roten Sonne“ und seien Sie hübsch gemühtlich, gelb, Frauenzimmerchen?“

Er machte Miene, ihren Arm zärtlich in den seinen zu ziehen. Aber Gille trat schon zurück.

„Du, denn nicht“, lachte er gutmütig. „Eine schäbliche Rose find Sie allemal, meine schöne Ffode! Aber mitkommen werden Sie?“

„Ja, Herr Professor, aber nur, weil Sie heute abend hier sind. Sonst passe ich wirklich nicht in den Kreis.“

„Sie müssen es lernen, müssen, müssen, müssen! Sonst werden Sie nie zufrieden sein und stets eine isolierte Stellung haben. Meinen Sie, daß es hübsch ist, auf dem Motierstuhl zu sitzen? Hab' ich schon bei den Wanderspielen meiner Jugend nicht gemocht! Und wenn Sie nicht mit den andern gehen, werden die bald gegen Sie sein. Und glauben Sie mir, dann stehen sie alle für einen Mann. Geschlossene Pbalang gegen Sie, denken Sie sich das angenehm! Und den Klaußner haben Sie nicht immer hier. Im Gegenteil, dessen Prätention ist noch ein Stein des Anstoßes mehr. Na, Sie wissen nun Bescheid, und ich hoffe, Sie werden's bezeichnen, daß ich Ihnen gut rate. — Prr zu etwas anderem. Was werden Sie denn nun singen? Hat der Direktor schon etwas gesagt? Wie will er es denn nun mit der Lindenau machen? Die kann er doch nicht einfach beiseite schieben!“

„Nein, er sprach schon mit mir davon. Wie sollen den „Lohengrin“ zusammen spielen. Das Fräulein Lindenau die Ortrud und ich die Elsa, dann kommen wir und nicht ins Gehege.“

„Gut, gut, die können Sie! Wissen Sie noch, wie oft wir das „Lohengrin“-Duetz geübt haben? Und Ortrud säuselte den Lohengrin, bis ich ihn

gar übernehmen mußte. Das wird sehr gut gehen. Wenn er nur nicht zu bald schon mit der Elsa kommt! Die haben Sie mir zu Dank gefungen!“

„Nein, die würde auch die Lindenau nicht abgeben. Das ist ihre Glanzrolle.“

„Wie ist's denn mit der „Walfüre“?“

„Da würde ich die Sieglinde singen.“

„Na ja, für den Anfang! Später dürfen Sie sich die Walfüre nicht entgehen lassen. — Doch nun kommen Sie, die Drosche wartet. Wir müssen zur „Roten Sonne“, und hübsch gemühtlich sein heute abend — hören Sie!“

Gille lächelte nun doch über seinen gutgemeinten Eifer.

„Ich werde mir Mühe geben, Herr Professor!“

Und es ging wirklich besser, als sie gedacht hatte. Die Anwesenheit Klaußners und des Professors legten dem gar zu burlesken Ton, den die Lindenau gern einführte, einige Beschränkung auf. Alle waren gemühtlich und nett. Heute gefiel Gille die etwas freiere Art des Verkehrs sogar ganz nett. Sie hatten doch alle viel vom Leben gesehen, sie wußten interessant zu erzählen, so daß der Abend sehr angenehm verlief.

In der Folgezeit aber häuften sich wieder die Unannehmlichkeiten. Die Lindenau legte ihr, wo sie konnte, seine in den Weg. Und die „Lohengrin“-Aufführung wurde für Gille trotz des großen persönlichen Erfolges, den sie dabei erzielte, zu einer Marter. Die Lindenau konnte es nicht ertragen, daß ihre Ortrud trotz ihrer großen Stimme neben Gille's leiser, reiner Elsa nicht aufkam.

Das Publikum ist ja auch unwehmühtig. Die Lindenau war ihm etwas Altes, Bekanntes. Gille war der neue Stern, und als nun gar auch noch die Zeitungen nur von ihr als einem solchen sprachen, der am Kunsthimmel aufgegangen sei, da konnte die Wut der Lindenau keine Grenzen. Sie konnte sich in häßlichen Bemerkungen gar nicht genug tun. Bald hatte hier ein Ton nicht gestimmt, bald war Gille schuld, wenn in ihrem Duett etwas nicht ganz klappte, bald hatte sie an ihrer Toilette und an ihrem Spiel zu tadeln. Und da sie hier die ältere war, auch viel unumwundener ihre Meinung sagte, hatte sie die Kollegen auf ihrer Seite, und Gille stand allein.

Ach, daß doch Klaußner hier wäre! Daß seine sichere, überlegene Persönlichkeit ihr wieder den Halt gegeben hätte, ohne den sie nicht fertig werden konnte!

Er hatte überhaupt eine seltene Macht über sie gewonnen.

Wenn sie sang, dachte sie: Würde Klaußner damit zufrieden sein?“

Noch niemals hatte ein Mensch so viel in ihrem Leben bedeutet.

Aber sie liebte ihn doch nicht!

Sie wies den Gedanken weit von sich. Es war nur der große Künstler, den sie verehrte. Nicht auch den liebenswürdigen, klugen Menschen? Freilich, auch den! — Und den hübschen Kollegen, der ihr, der Ansängerin, so freundlich entgegengekommen war.

Und sie sehnste sich nach ihm. Je einfacher sie sich hier fühlte, je mehr sie die Feindseligkeit der andern empfand, desto heißer wurde ihre Sehnsucht nach ihm. Und dabei wußte sie ganz genau, daß sie, selbst wenn er nie, diesmal nicht mit ihm zusammen singen würde. Das würde sich die Lindenau nicht ein zweites Mal entgehen lassen. Sie hatte sich genug geärgert, daß sie mit ihrer Weigerung damals überhaupt erst Gille's Auftreten ermöglicht hatte.

Und der Direktor mußte mit der Lindenau rechnen, weil sie penfionsberechtigt war und sicher nicht gutwühtig ihre bevorzugte Stellung aufgeben würde. So mußte Gille in Geduld die Nabelstiche ertragen, in der Hoffnung, demnächst ein anderes Engagement zu finden.

Riele war krank, die alte, treue Riele, die so treu für ihre Fräulein gefogert und dann ihre Triumphe mit so stolzer Freude miterlebte hatte.

Was ihr sehnste, wußte man ja noch nicht recht. Aber sie lag zu Bett und war sehr apathisch und teilnahmlos.

Sie war ja schon seit dem Umzug in die Stadt körperlich nicht mehr die alte gewesen. Sie war oft mißgestimmt gewesen, dann aber doch auch wieder freundlich und sorgend wie immer. Nur der alte Körper hatte sich an den Wechsel nicht mehr gewöhnen können. Jetzt hörte man von verschiedenen Tophusfällen in der Stadt, und Gille hatte streng drauf gehalten, daß keine ungetoßene Milch bei ihr genossen würde. Sollte es nun doch Tophus bei Riele sein?

Gille war in großer Sorge und empfand wieder einmal recht schmerzlich ihre innere Einsamkeit in dieser fremden Stadt.

Da, mitten in die Sorgen hinein, kam die Mitteilung des Direktors, daß er Klaußner noch zu einem zweiten Galkspiel verpflichtet habe, und zwar für „Lohengrin“ und „Tannhäuser“.

„Im „Lohengrin“ waren ja die Rollen schon so weit verteilt, daß die Lindenau die Ortrud, Gille die Elsa sang. Nun wurde für „Tannhäuser“ bestimmt, daß die Lindenau die Venus übernehmen sollte und Gille die Elisabeth. Die alte Lindenau nahm die Rolle der Venus nicht ungern, trotzdem sie die kleinere ist, denn sie bot ihr Gelegenheit, ihren schönen, üppigen Körper zu zeigen. Sie wußte, sie konnte eine Venus darstellen, und sie war stolz darauf.“

Gille zitterte in freudiger Erregung.

Klaußner kam, kam wirklich, und sie sollte wieder mit ihm singen! Oh, es würde gehen! Besonders die Elsa würde ihr gelingen. Wie oft hatte sie das Duett der Hochzeitsnacht gesungen. Und auch die große Szene mit der Ortrud würde glücken.

Und die Lindenau war hier selbst zu sehr beteiligt, um ihr diesmal irgendwelche Steine in den Weg zu legen.

Und Klaußner kam.

Als er ihr im Halbdunzel der Kulissen bei der Probe zum ersten Mal entgegentrat, bebte sie am ganzen Körper. Er fühlte es, und ein strahlendes Siegerlächeln glitt über seine Lippen.

Auch ihm war das schöne Mädchen nicht gleichgültig. Der leuchtende Hauch der Unberührtheit, der sie umschwebte, bezauberte auch den Mann, der schon so manche Elsa, so manche Ffode in seinen Armen gehalten hatte. Und als er am Abend der Aufführung, in seiner Lohengrin-Rüstung, blickend von Silber, mit dem Schwannenhelm auf dem blonden Kopfe, vor ihr stand, und schön wie ein junger Gott, sie in die Arme schloß, da lag sie willenlos an seinem Herzen, und der Kuß, den er auf ihre Stirn drückte, war nicht der übliche, vorgeschriebene Bühnenguß, er war heiß und echt, er war herausfordernde Wirklichkeit.

Auch die Lindenau spielte ihre Rolle nicht nur. Auch sie empfand heute echt und wirklich. Auch bei ihr wuchs der Reiz und der Haß und die Mißgunst reisengroß, wie bei Wagners Ortrud. Sie sah den Tristan umph, den die junge Kollegin feierte, sie sah mit ihrem durch den Haß gefärbten Blicken das Zusammenpiel der beiden.

„Marie, das tränk' ich ihr ein!“

Und selbst der sonst so vorsichtige Klaußner war heute blind gegen alles andere. Er sah nur, daß die Ortrud eine glänzende Vertreterin hatte, und daß seine Elsa ein süßes, wonniges, minnißliches Weib war.

Der Jubel des Publikums übertraf, wenn möglich, noch den bei den „Tristan“-Aufführungen.

Man rief sie alle: die Lindenau, Klaußner und Gille!

Aber am meisten doch stets die Elsa. Und duftende Blütengewinde wurden ihr auf die Bühne gereicht. Auch Klaußner erhielt Lorbeerkränze, und selbst die Lindenau bekam ihren Blumenkranz.

Nachdem sich endlich der Jubel gelegt, das Publikum sich verlaufen hatte, konnten auch die Sänger an die Heimfahrt denken. Als Gille angezogen aus der Garderobe trat, stand Klaußner schon wartend an der Tür.

Ganz wie selbstverständlich reichte er ihr den Arm und führte sie die wintlichen Treppen hinunter. Dann rief er einen Wagen, half ihr beim Einsteigen und sprang selbst nach.

Erstarrten wollte sie rufen, sich eng in die Ecke drücken, aber er riß sie in die Arme. Da lag sie willenslos, selig in seinen Armen, baldete und erwiderte seine heißen Küsse.

Aber als gleich darauf der Wagen vor ihrer Haustür hielt und er Miene machte, ihr auch in das Haus zu folgen, da sagte sie änklich: „Nein, nein, ich habe eine Kranke hier! Meine alte Dienerin ist krank!“

Er wollte sie umfassen. Aber der Rauch war verfoggen, sie dachte jetzt wirklich nur an Riele, die den ganzen Abend über so einsam hatte liegen müssen. Freilich hatte die Nachbarin nach ihr sehen wollen — aber ob sie es auch getan hatte.

„Nein, nein!“

Sie schob ihn fast heftig von sich. „Nun denn, auf morgen! Leb' wohl, du Süße, du, meine Elsa!“

Die Tür fiel zu, Gille drehte den Schlüssel herum und eilte nach oben. Gille fand Riele in den wildesten Fieberphantasien. Das Gesicht der Alten war dunkelrot, die spärlichen grauen Haare, die sonst in zwei dünnen, aber peinlich geordneten Zöpfchen am Hinterkopfe aufgesteckt waren, hingen wie um die Stirn.

Die gutmütige Nachbarin sah an ihrem Beil. Sie schüttelte betäubt den Kopf, als Gille eintrat.

„Das sieht böß aus, Fräulein, das ist wie bei meine Riele, als die den Tophus hatte. Wenn die man wieder wird.“

Erstarrten beugte sich Gille über Riele. Die Alte erkannte sie nicht.

„Ja, aber woher sollte sie Tophus haben? Sie ist mit niemand zusammengekommen. Und rohe Milch vor der jetzt so gewarnt wird, hat sie auch nicht getrunken. Sie holte sie sich immer selber und sagte zu mir selber: „Was das wohl schaden soll? Das ist doch in Erfeld all mein Verbot geirunten. Cline dem Janu ich nicht leten!“

(Fortsetzung folgt.)